

Zeitschrift: Blätter für bernische Geschichte, Kunst und Altertumskunde
Herausgeber: Historischer Verein des Kantons Bern
Band: 5 (1909)
Heft: 1

Artikel: Hasli im Weissland vor 200 Jahren : unter besonderer Berücksichtigung seiner Kristallindustrie
Autor: Hartmann, H.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-178729>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 22.01.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Item das hus Tunstetten sol umb XXXIX guldin geltes halb uffgewachsenen von versessenen zinsen, darumb wir brieff hebent von denen von Bern usgesprochen.

Item XXX guldin sol uns her Johans Segenser von Arow noch by dem pferd, so er von uns gekaufft hat, zil uff wye nacht anno LXXX°.

Item der hauptbrieff, urteil brieff und confirmation von denen von Zürich des zechenden halb zû horgen, die brieff all sint geleit in das recht für die von Zürich, da si noch ligent, als uns die äptissin von Frouen Münster des selben zechenden selb hatt angesprochen und meint, sie habe losung dazu. Da sol der orden zutûn, das den huslütgen des selben zechenden halb die obgenenten brieff wider von denen von Zürich werdent.

Item by disem testament und ordnung sint gesin die ersamen geistlichen brüder Stephan Lanz, comenthur zû Biell, brüder Johans Hegentzer von Wassersteltzen, brüder Diebold Sturm prior des hus Buchse, brüder Johans Steinmetz, brüder Johans Buchs, brüder Caspar Smid, brüder heinrich Steinecker, all convent brüder zu Buchse und Wernli Stecke, testes.

Hasli im Weissland vor 200 Jahren.

Unter besonderer Berücksichtigung seiner Kristallindustrie.

Von H. Hartmann, Interlaken.



Das XVIII. Jahrhundert sah einen allgemeinen Niedergang in die bernischen Lande einziehen, dessen Ursachen schon in den vorausgegangenen Zeitläufen zu suchen sind. Handel und Wandel lagen darnieder; vom Fremdenverkehr wusste man in den ersten Jahrzehnten noch so gut wie nichts. Dazu traten erschwerend die Folgen verheerender Seuchen und entvölkernder Kriege. Ausserdem ward das Land von sog. „Heidenleuten“, Zigeunern und allem möglichen Bettelgesindel gebrandschatzt, mit welchem die hohe Obrigkeit lange Zeit ihre liebe Not hatte und die strengsten Vorkehren treffen musste. Ausländische Korbmacher, Kessler, Spengler, Gewürzpulver-, „Krätzentragere“ und mancherlei andere Hausierer durchzogen

das Land. Sie hielten sich besonders gern in den oberen Gegenden auf, wo sie sich vor dem strafenden Arme sicherer fühlten. Wenn zuvor angedeutet worden ist, dass der Fremdenverkehr noch unbekannt war, so müsste man immerhin sagen, der Fremdenverkehr im heutigen Sinne. Schon 1680 besuchten ja hohe Persönlichkeiten, sogar Fürsten, das bernische Bergland, um die „Kuriosität der Gletscher“ in Grindelwald zu besichtigen. Man rühmte diesem Dorfe allgemein im Lande nach, dass dort Mylords und sogar Grafen verkehrten, für welche sich neuerdings (1733) der Pfarrer eingerichtet habe. Dies waren immerhin im grossen und ganzen recht vereinzelt Glücksfälle. Eher schon gehörte der Bäderverkehr zu den regelmässigen Erscheinungen des Landes. Bereits wurde das Willigerbad bei Meiringen besucht, noch mehr das etwa hundert Jahre zuvor unter Beistand der hohen Obrigkeit eröffnete Weissenburgbad im Simmental. In besonders hohem Rufe stand jedoch das schon in Römerzeiten bekannte Leukerbad im Wallis, damals mit dem Bade im Aargau (Baden) gewöhnlich ebenfalls Baden oder Wallisbad genannt. Aus der Ostschweiz, besonders von Zürich her, aber auch aus der Innerschweiz kam allsommerlich eine regelmässige Kundschaft durchs Oberland, die wichtig genug war, dass ihretwegen, wenn dies zum Nutzen des Verkehrs der Landsleute unter sich nicht geschah, die Strassen dem Brienzer- und Thunersee entlang verbessert wurden. Diese Passanten unterliessen auch nicht, beim Landvogt zu Interlaken energisch zu reklamieren, wenn ihnen in dieser Beziehung die Zustände nicht behagten, oder ihnen die Wege gar zu bodenlos erschienen. Die Zürcher müssen also schon damals das Reklamieren los gehabt haben. Die Route dieser Badereisenden ging über den Brünig, Meiringen, Interlaken und Frutigen dem Wallis zu. Hohe Standespersonen reisten sogar in Begleit ihrer in den Standesfarben gekleideten Weibel. Solche Badegesellschaften unterliessen jeweilen nicht, die Gelegenheit zu benutzen, um nebenbei auch die Sehenswürdigkeiten des Oberlandes mit anzusehen, wie z. B. den Restiturm zu Meiringen und mit offenbarer Vorliebe die Tellenburg bei Frutigen. Wenn es sich dabei um Magistratspersonen handelte, so mussten die bernischen Landvögte anstandshalber in ausgiebiger Weise die Honneurs machen, was nicht jederzeit für die Tschachtlane, d. h. die Schlossverwalter und Regierungsstatthalter, nur seine vergnügliche Seite hatte. Wenn schon sie nämlich ihre diesbezüglichen Auslagen, welche oft in die Hunderte gingen, getreulich in die Amtsrechnungen einsetzten, den

Staat also damit belasteten, so waren sie doch nicht immer sicher, dass diese Posten von der hohen Rechnungskammer zu Bern admittiert wurden. Der Tschachtlan auf Tellenburg musste einmal, als er eine solche fidele Züricher Gesellschaft, die mit einem ganzen Tross Pferde über die Gemmi gekommen war, bewirtet hatte, erfahren, dass Bern in dieser Hinsicht nicht immer mit gleichem Masse mass.

Immerhin hatte dieser Verkehr von Badereisenden noch keinen Einfluss auf den allgemeinen Wohlstand. Die Armut griff mehr und mehr um sich. Diese Zustände wurden im Hochland als besonders drückend empfunden. Die Verarmung war dort, wo jeder Erwerb der Abgeschlossenheit wegen ohnehin viel mühseliger und schwerfälliger war, eine allgemeine. Als die allerärmsten Gemeinden wurden in amtlichen Erhebungen über den Niedergang im Oberland diejenigen von Grindelwald, Lauterbrunnen, Gsteig, Habkern, Beatenberg und Sigriswil bezeichnet. War es bei solchen Zuständen zu verwundern, wenn junge Leute die Heimat in Scharen verliessen? Besonders richteten sich in jüngster Zeit die Augen nach dem neuen Eldorado Amerika, denn selbst zu den entlegenen oberländischen Wohnstätten kam etwa Kunde aus Pennsylvania oder von Carolina. In der letzteren Provinz war ja zu Beginn des Jahrhunderts durch Christof von Graffenried die Schweizer Kolonie New Bern gegründet worden, wobei die Regierung eine Zeitlang selbst mit der Idee umging, Land zu erwerben um dorthin missbeliebige Elemente, unruhige Sektenleute wie die Täufer, Landarme etc. abzustossen. Dieser Plan scheiterte freilich. Unter denjenigen, die sich Graffenrieds Auswanderungszug angeschlossen hatten, befanden sich namentlich auch Simmentaler. Man erzählte sich von dem endlosen reichen Lande, wo Erd- und Baumfrüchte wie auch das Getreide fast ohne jegliches Zutun der Menschen in einer ungekannten Ueppigkeit emporwuchsen. Es war darum auch ganz natürlich, dass die Auswanderungslust von Jahr zu Jahr wuchs. Ueberall bemerkt man einen Rückgang der Bevölkerung, überall den Drang nach der weiten, fremden Welt. Trotzdem z. B. der Junker von Erlach dies ausdrücklich untersagt hatte, wollten doch „unterscheidliche Knaben aus der Herrschaft Spiez, im Alter von 15 Jahren ungefährlich, sich nach der Pfalz begeben, um all dort ihr Fortun besser zu finden, als hier“. Von Lauterbrunnen sieht man 1700 eine Reihe von Personen, wohl ebenfalls infolge der allgemeinen Verarmung „ins Papsttum“ auswandern. Vom Oberhasli wanderte man nach Carolina aus. 1735 brach dort z. B. mit diesem

Ziele eine Familie auf, kam jedoch nur bis Bern, wo sie wohl auf Vorstellung der Regierung sich wieder nach ihrer Heimat zurück begab. Ein Jakob von Bergen zog 1751 von Oberried „incognito“, d. h. ohne sich beim Landvogt abzumelden, nach Pennsylvanien.

Die hohe Obrigkeit erkannte wohl nach und nach, dass diese Flucht nach fernen Weltteilen dem Lande Gefahren bringe. Sie sann auf Mittel, der allgemeinen Auswanderung zu steuern. Diese wichtige Landesfrage wurde daher einer besonderen Kommission zur Prüfung überantwortet. In ihren Beschlüssen sagte diese, dass die grosse Bevölkerung eines Landes nur als dessen Segen aufgefasst werden könne. Selbst arme Leute seien dabei nicht ausgeschlossen, denn wenn sie an irdischem Gut auch wenig oder nichts besässen, so wohne ihnen doch die göttliche Kraft inne, sich zu vermehren. Diese Kraft aber sei gerade dasjenige, was dem Lande bei der durch die vielen Kriege verursachten Entvölkerung wieder Zuwachs schaffen könne. Wenn aber trotz alledem die Auswanderung nicht zu verhindern sei, so sollte man die Bedürftigen lieber nach Schottland, Holland oder Brandenburg ziehen lassen, wo es eher möglich sei, den Landeskindern durch Verträge einen gewissen Schutz zu verschaffen. In Carolina warteten ja der Ankömmlinge oft die schlimmsten Lose. Es komme vor, dass solche sich, um nicht Hungers zu sterben, als Sklaven verdingen müssten. Dagegen empfahl die Kommission der Regierung aufs wärmste für Hebung der Industrie in diesen Landesteilen Sorge zu tragen.

Dieses Stimmungsbild, das zwar eher der Mitte, als dem Anfang des XVIII. Jahrhunderts zugehört, zeichnet so recht die Zeitlage. Das Jahrhundert war durch den Villmerger Krieg eingeleitet worden, für welchen z. B. auch das Hasli 1700—1800 Mann gestellt hatte. Dieses obere Land befand sich aber damals in grosser Aufregung und Sorge, hatte doch der Brünig von jeher für feindliche Aktionen aus der Urschweiz als Einfallstor gedient, dessen Bedeutung die am Brünigkopf aufgerichteten Schanzen und das in der Nähe vom Pass befindliche und auch zu Friedenszeiten besetzte Wachthaus genugsam bekundeten. Und gerade im erwähnten Kriege war auch der Brünig der Schauplatz eines feindlichen Einfalls gewesen. Die Unterwaldner waren in das Land eingebrochen und hatten einen Viehraub ausgeführt. Diese Tat sollte nicht ungerächt vorübergehen. Die daheim gebliebene ältere Garde der wackeren Weissländer drang, durch Landleute der oberländischen Umgebung verstärkt, ins Obwaldnische. Ein andermal fiel man über den

Jochpass nach Trübsee, dann wurde auch die Tannenalp heimgesucht. Bei diesen verschiedenen Zügen gab es 20 Tote auf Feindesseite, auch machten die Oberländer 80—90 Gefangene. Gross war die Beute. Man hatte 466 Stück Rindvieh, 19 Pferde, 151 Ziegen und 25 Schweine heimgebracht. Dass aber die Sennhütten unterwegs gründlich durchsucht worden waren, davon legten eine ganze Reihe von kupfernen Alpkeßeln Zeugnis ab, die dabei mitliefen und im ganzen einen Wert von 400 Talern repräsentierten.

Die Regierung hatte übrigens schon vor jenem Wink der Auswanderungskommission ihr Möglichstes getan, den Wohlstand des Landes wieder zu heben. Sie versuchte durch alle möglichen Mittel, namentlich durch Steuerfreiheit, auswärtige Industrielle zu veranlassen, sich im Bernerlande, besonders in der Stadt, niederzulassen, um Manufakturen einzurichten. Zunächst versuchte man es mit der Strumpfwarenfabrikation, die nach einem Jahrzehnt so wohl gediehen war, dass der Import von wollenen und seidnen Strumpfwaren verboten werden konnte. Die Einführung der Wollfabrikation wurde auch in Thun versucht. Im Erdgeschoss des dortigen Rathauses war eine sog. Fabrik von 6—8 Arbeitern eingerichtet worden, welche von Zeit zu Zeit von den Ratsherren inspiziert wurde. Später versuchte es Thun auch mit der Seidenzucht. Sie lud den Seidenfabrikanten la Code von Mariakirch ein, bei ihnen eine Seidenfabrik zu errichten. Auch wurden zu gleichem Zwecke Maulbeerbäume angepflanzt.

Solche Unternehmungen glückten für die Städte. Eine derartige Schöpfung, die für das Interlakner Bördeli geplant wurde, blieb im Projekte stecken. Immerhin kamen im Oberlande einzelne Kleingewerbe auf. Von Venedig her war z. B. die Fabrikation von Feinglas in der Schweiz eingeführt worden. Dies war ein Handwerk, das keine grossen Anlagen erheischte und daher auch in den entfernteren Tälern gedeihen konnte, und so sieht man denn auch Glashütten in Iseltwald, Habkeren und Wilderswil entstehen. Besonders aber mochte der Bergbau droben Ausbeute versprechen. Der Staat hatte dabei ohnehin ein doppeltes Interesse, war doch das Berggut auch zehntpflichtig. So erhielt Dr. Wolfgang Christ einen Beitrag von 5200 Pfund aus dem Interlakner Amtssäckel, um die Bergwerke im Lauterbrunnental wieder in Betrieb zu setzen. Im Oberhasli war der Bergbau schon in früheren Jahrhunderten emsig betrieben worden. Bei Guttannen hatte man eine Bleierz führende Ader abgebaut, welche jedoch 1700 als erschöpft galt. 1743 wurden

dort neuerdings Bohrversuche unternommen, die aber wahrscheinlich ergebnislos ausfielen. Im Broch, am Fuss des Wetterhorns bei Rosenlauri, wurde ein guter Marmor gebrochen, der selbst bis nach Lissabon exportiert worden ist. Ebenso berühmt war der Marmor vom Schaftelen-Stutz im Gadmental, von welchem Rebman 1600 in seinem „Lustig und ernsthaft poetischen Gastmahl“ sagt:

„Auf Schaftelen schön Marmelstein
Findt man im Birg ganz weiss und rein.
Darum dies Birg man lobet sehr.
Dies Gstein wird geführt in Frankreich fern
Zu grosser Herren Zierd und Gräbt,
Zu Mausoleis hoch erhebt.“

Der im Zaun oberhalb Meiringen gewonnene Dachschiefer wurde lange d. h. bis in die neueste Zeit nach Bern ausgeführt. Ein roter Schiefer wurde bei Engstlen gewonnen. Allein es hatte sich um die Jahrhundertwende gegen alle diese Industrien eine gewisse Opposition herausgebildet, so dass ein damaliger Berichtstatter sagen konnte: „Gegen alles was Bergwerk heisst, sind die Leute im Hasli Feind. Daher ist auch dasjenige in Mühletal in Abgang kommen.“ 1760 hiess es von demselben, es sei schon geraume Zeit verlassen. Dieses Bergwerk war eine alte Gerechtsame der Bewohner des Weisslandes gewesen. Wer weiss, ob es nicht gar eine Erbschaft von den Urbewohnern war? Im Jahre 1416 trat die Landschaft dasselbe an Bern ab, welches namentlich seinen Kriegsbedarf hier oben in den Bergen zu decken hoffte. So sind denn dort tatsächlich während einer längeren Zeit Stückkugeln gegossen und nach Bern transportiert worden. Für das Land selbst wurden hauptsächlich Nägel, Spangen, Ofenplatten und dergleichen fabriziert. Nachdem dann aber diese Schmelzöfen lange gefeiert hatten, kam um die Mitte des XVIII. Jahrhunderts neues Leben in die Sache. Die ungünstigen Erfahrungen, die dort oben vor mehr als einem Menschenalter gemacht worden, waren vergessen, und bei dem allgemeinen Notschrei nach Gründung neuer Industrien wagte man sich neuerdings an dieses gewagte Unternehmen.

Uebrigens war auch in bezug auf Landwirtschaft vieles geschehen. Als der Getreidebau um die Mitte des XVII. Jahrhunderts darniederlag, gestaltete sich die Einführung der Kartoffel als wahre Kulturtat. Freilich hatte man die neue Gottesgabe nicht allenthalben im Oberland mit offenen Händen entgegengenommen. Da bald nach ihrer Einführung die Pest

ausbrach, wollte man für diese Seuche sogar die neue Erdfrucht verantwortlich machen und nannte dieselbe daher „Pestilenzkugeln“. Aber die offensichtlichen Vorzüge derselben überwandten doch nach und nach alle Vorurteile. Ja, man lernte die Kartoffel bald gegen den Staat auszunützen. Für das Land, welches früher kornzehntpflichtig gewesen, wurde nach Einführung des Kartoffelbaus der Zehnten verweigert. Von einem Kartoffelzehnten stand in keinem Gesetzbuch etwas geschrieben. Allein es gab auch damals schon Finanzminister, die mit grosser Behendigkeit um solche kritische Ecken herum zu kommen wussten. Bald gab es darum auch ein „Erdäpfelgesetz“, gegen welches die Landbevölkerung vergeblich Sturm lief. Aber der Widerstand blieb. Oft machte sich die Erbostheit sogar am unrechten Orte Luft. Der Pfarrer von Sigriswil z. B. bekam davon ein Münsterchen zu verspüren. Als er nämlich an einem schönen Sonntagmorgen in frommer Andacht die Kanzeltreppe hinaufspaziert und das Türlein zu öffnen versucht, rollt ihm ein mächtiger Schwall Kartoffeln entgegen und polternd hüpfen die braunen Knollen unter dem Heidengelächter der andächtig sein sollenden Gemeinde in das Chor hinunter. Böse Nachtbuben hatten sich dieses Rachestücklein ausgedacht, weil ein Teil des neuen, verhassten Erdäpfelzehntens der Pfarrei eingeliefert werden musste. Das Oberhasli durfte sich in bezug auf diesen Zehnten einer Ausnahmestellung erfreuen, indem ihm 1741 der Erdäpfelzehnten erlassen wurde, wohl nur eine temporäre Massregel.

Mit dem Tabak hatte es eine etwas andere Bewandnis. Als der Gebrauch dieses Krautes 1650 mehr und mehr im Lande üblich wurde, als man, um es in damaligem Sprachgebrauch auszudrücken, begann Tabak zu trinken oder saugen und zu schnupfen, glaubte die hohe Obrigkeit das Wohl ihrer Landeskinder nicht besser wahren zu können, als indem sie gegen dieses Laster strenge Gebote erliess. Auf dem Lande wurden Tabak-Sünder sogar vor das gefürchtete Chorgericht zitiert und mit ziemlich schweren Bussen belegt. Bald wurde aber der Widerstand gegen diese Tabakmandate, in den Städten von Zünften und Gesellschaften wacker genährt, so gewaltig, dass die Regierung sich genötigt sah, die diesbezüglichen Verfügungen wieder aufzuheben. Es ging gar nicht allzulange, dass sie die neue Mode sogar volkswirtschaftlich auszunützen versuchte, indem jetzt, 1733, der Anbau des Tabaks auf alle mögliche Weise gefördert wurde. Selbst eine Tabakskommission ward ins Leben gerufen, die nun Anweisungen zum Anbau des einst verpönten Krautes drucken

und auch auf dem Lande verbreiten liess. Als die neue Kultur sich belebte, gingen die gnädigen Herren zu Bern 1727 einen Schritt weiter, indem sie zum Schutze der einheimischen Pflanzungen den Tabakimport gänzlich untersagten. Ein Jahrzehnt später waren sie dann aber wieder bei der Hand, ein neues Mandat zu erlassen, welches (1739) den Tabak der allgemeinen Zehntordnung unterstellte.

Zur Hebung des Handels im Oberlande wurde 1703 eine Neuordnung der Märkte veranstaltet. Solche wurden abgehalten zu Unterseen, Thun, Hasle im Wyssland, Saanen, Zweisimmen, Adelboden, Erlenbach, Frutigen, Reichenbach, Aeschi, Brienz und Grindelwald. Diese Verordnung galt mit derjenigen von 1723 namentlich auch dem besseren Absatz der Viehware. Wer etwa glaubt, der Handel sei in diesen Berggegenden von jeher gleich Null gewesen, täuscht sich. Schon ehe das Kloster Interlaken gegründet wurde, stand das Land in Handelsbeziehungen. Die Augustinerherren im Bördeli bildeten sich aber frühe zur Handelsgesellschaft aus. Sie verlegten sich besonders auch auf die Viehzucht. Ihre Fohlenweiden und Münchenberge (Berge für Wallachen) sind ja überall um das Bördeli, auf Scheidegg, im Grindelwald etc. nachweisbar. Zur Pferdezucht hielten sie die besten Hengste, und es mochte ihre Jungzucht bei den umwohnenden Rittergeschlechtern, aber ebenso in Bern besten Absatz finden. Auch in Oel, Honig, Eiern namentlich aber in Bergprodukten, Zieger, Käse und Butter scheinen sie wacker „geschäftet“ zu haben. Dieses Beispiel musste schon aus Konkurrenzrücksichten belebend in allen oberländischen Tälern wirken. Immerhin waren im XVIII. Jahrhundert diese Erwerbsquellen der Erschöpfung nahe. Zwar wusste man dieselben auch im Auslande noch ab und zu zu schätzen. So wurde es besonders vermerkt, als im Jahre 1705 aus den Hochwäldern um Thun Tannen als Mastbäume nach Holland ans Meer geliefert wurden. Zu Thun wurde 1726 auch mit Versuchen zur Veredlung der Viehrassen begonnen. Aber schon 12 Jahre zuvor hatte die Obrigkeit eine Pferdezuchtgesellschaft ins Leben gerufen, welche etwa 20 Hengste dänischer, oldenburgischer und hannoverscher Rasse einfuhrte und lange Jahre staatlich unterstützt wurde. Die Tätigkeit dieser Genossenschaft erstreckt sich auch auf das Berner Oberland, wenn schon ihre Bestrebungen an manchen Orten, wie z. B. in Saanen, trotz dem oberherrlichen Schutze kein Verständnis fanden.

Gehen wir nun zu den Verhältnissen im Oberhasli über, die bereits im Vorhergehenden mehrfach gestreift worden sind. Dieses

Bergland litt, wie nachgewiesen worden ist, ebenfalls unter der gedrückten Zeitlage. Meiringen wird um die Mitte des Jahrhunderts als mittelmässig gross geschildert. Doch schon damals werden seine Wasserfälle zu den Merkwürdigkeiten des Tales gerechnet, die sich zweifelsohne auch jene Besucher aus der Mittel- und Ostschweiz, die ins Wallisbad, nach Leuk, reisten, mit Vergnügen angesehen haben werden. Auch die uralte Bezeichnung Weissland wird das Hasli nicht ohne inneren Zusammenhang mit seinen Gletscherbergen erhalten haben. Diese Naturwunder zeigten sich zwar nur denjenigen in ihrer ganzen Grösse und Erhabenheit, welche durch Rosenlauri einen Uebergang über die Grosse Scheidegg, oder gar einen solchen von Meiringen über den Sustenpass ins Urnerland wagten. Die Häuser Meiringens werden allerdings für jene Zeit als wenig einladend, ja als ärmlich bezeichnet. Davon dürfte das stattliche, der Landschaft eigentümlich zugehörnde Landhaus, sowie der „wilde Mann“, die schon damals neben dem Williger Bad existierten, eine Ausnahme gemacht haben. Die „untere Wirtschaft“, wohl der Bären, dürfte seit 1628 bestanden haben. Als auffallend bezeichnen Beschreibungen aus der Mitte des XVIII. Jahrhunderts das grosse, wohlbestellte Zeughaus, eine Notwendigkeit, welche den Toren des Landes an Brünig, Grimsel und Susten und den dortigen Wachten ihr Dasein verdankte. Diese Lage an begangenen Pässen gab dem Ort aber anderseits auch wieder seine Bedeutung. Ueber Nufenen- und Griespass kam italienische Handelsware, Reis, Wein, Branntwein, ja selbst Tücher, Seidenstoffe und Südfrüchte in das Land herein. Meiringen selbst galt als Stapelplatz für Rindvieh, Pferde, Schafe, Hanf und Käseprodukte. Namentlich war der sog. Brienerkäse — auch der Haslikäse galt als solcher — berühmt und gesucht. Dieser Handel dürfte uralte sein, und es wäre interessant, wenn nachgewiesen werden könnte, wie früh in der lombardischen Ebene dieser Schweizerkäse, der noch heute im Volksmunde „Briencia“ heisst, dort als Tauschmittel vorkam. Wir wissen nur, dass der rätische Käse schon an der römischen Kaisertafel als Delikatesse serviert wurde. Da das Oberland wohl zu Rätien gehörte, so möchte selbst in Rom Briencia oder Briener aufgetischt worden sein. Vielleicht war auch der ehemalige „Fetscherin“ (heute Vacherin) dabei, welcher als Alpprodukt des Gasterentals bei Kandersteg schon im Mittelalter nachweisbar ist.

Dieser Käsehandel, der die ganze Gegend vom Brienersee talwärts betrifft, darf keineswegs zu gering eingeschätzt werden. Im

Gegenteil, es ist erstaunlich, aus einer Zeugenaufnahme durch den Landvogt von Interlaken zu vernehmen, dass am 12. September 1764 nicht weniger als 200 Säumer in Brienz anwesend waren, um den von den Alpen zu Tal gebrachten Käse über die Grimsel ins Wallis und weiterhin auszuführen. Zur Mehrung und Besserung des Handels zu Hasli im Wyssland wurde 1732 mit Berns Genehmigung eine sog. Faktorei errichtet und dazu beim Landhaus eine neue Sust gebaut. In dieselbe mussten alle durchgehenden Waren des Nachts eingelegt werden, wofür ein Sustgeld oder Gehaltslohn von einem Batzen vom Zentner entrichtet wurde. Ein Faktor überwachte diese Niederlage und bezog die Steuer. Er waltete jedoch seines Amtes nicht immer mit der nötigen Zuverlässigkeit, musste doch Bern 1742 die Faktorei wegen übler Wartung der Handelswaren zeitweilig suspendieren. Zu Guttannen bestand gleichzeitig eine Ablage von Waren aus Wallis und Italien.

In diesen Tälern blühte nun auch die Rindvieh- und Pferdezucht. Auf den Märkten an der Gassen, also zu Meiringen, erschienen Jahr für Jahr neben den Unterwaldner und Urner Viehhändlern, den Züricher und ostschweizerischen Metzgern auch die mailändischen Pferdehändler. Ja bis nach Venetien hinein war die Zucht dieser Berge bekannt und fand dort Absatz. Regelmässig sieht man daher nach den Märkten, an den Eintragungen in den Amtsrechnungen genau kontrollierbar, das Haslivieh, besonders seine Pferde über die Grimsel ins Ausland ziehen. So ist z. B. das Jahr 1720 ein ganz ausserordentliches. 1752 führt ein einziger Händler 15 Pferde nach dem Süden. Diese Italiener nehmen aber auch Felle, Vieh- und Rosshäute, Schafwolle etc. mit. Sie zeigen auch eine Vorliebe für Fuchs- und Luchsbälge, kommen doch diese Tiere neben Fischottern, Geiern, Wölfen und Bären um diese Zeit noch häufig vor.

Auf dem Gemeinwesen der in vier Viertel geteilten Landschaft ruhten allerdings auch grosse Lasten. Von alters her lag ihm die Unterhaltungspflicht der Strassen bis zum Brünig, auf Susten, und namentlich von der Grimselpasshöhe bis zum Brienersee ob. Das war keine Kleinigkeit, denn die Grimselstrasse allein zählte vom Hospiz bis zum Einlauf der Aare in den Brienersee bei 20 Brücken auf, worunter sich ein guter Teil gemauerter „Schwibogen“ befanden, wie z. B. das bekannte Spitalböglein beim Hospiz, auf welches sich der Spittler bei Einbruch der Nacht stellte, um einer uralten Ordnung gemäss nach allen vier Winden zu rufen, damit etwaige Verirrte auf das gastliche

Dach seiner Felsenklause aufmerksam gemacht würden. Und welchen beständigen Einflüssen und Gefahren waren diese Strassen nicht ausgesetzt! Im Winter lagen sie zum Teil tief unter Eis und Schnee. Im Frühjahr gingen die Lawinen darauf nieder, im Sommer Regengüsse, Muhrgänge oder Rufinen. Das Wasser spielte ohnehin dem ganzen Hasli des öfteren in diesem Jahrhundert übel mit. Noch hatte die Aare im ganzen Tal von der grossen Klamm am Kirchet hinweg kein eigentliches festes Bett. Immer wieder kamen bei Wassergrösse Verschiebungen des Flussbettes vor. Ein solches Ereignis war z. B. im Jahr 1707 eingetroffen, als das ganze Hasli, samt Hasli im Grund (Innertkirchen) von trüben Fluten überschwemmt wurde. Alle Brücken waren weggespült worden. Auch die Williger Allmend und das dortige Bad standen unter Wasser. Das Jahr 1720 brachte zur Zeit der Schneeschmelze nach einem langen, schweren Winter verderbliches Hochwasser. Kaum war der Schreck über diese Naturkatastrophe vergessen, als das Dorf Stein bei Meiringen durch einen ungeheuren Ausbruch von Alpbach und Dorfbach zugrunde gerichtet wurde. Viele Häuser waren gänzlich weggeschwemmt worden, andere im Schutt begraben. Eine Anzahl Menschen fanden dabei ihren Tod. Der Pfarrherr stund nicht an, zu verkündigen, Gott habe damit seinen Hass gegen das Sündenleben der Gemeinde an den Tag gelegt. Der Schaden wurde auf 23,236 Kronen geschätzt. Im Jahr 1762 suchte das Hochwasser nebst Grund und Meiringen auch Gadmern und Guttannen heim. Der Alpbach hatte dabei die 1733 aufgerichtete sog. Wehrmauer neuerdings zerrissen. Die „gedackte Brügg“ über die Aare wurde ebenfalls hinweggespült. Trotzdem der unerhörte Schaden auf die vier Landschaftsviertel verteilt wurde, musste man sich unfähig erklären, denselben zu tragen. Bern griff daher ein und steuerte 10,000 Pfund. Die Sicherungs- und Wehrbauten waren aber noch nicht vollendet, als 1763 und 64 das schwergeprüfte Land in ähnlicher Weise heimgesucht wurde. Es war daher ganz natürlich, dass man bei solchen immer wiederkehrenden Gefahren auf ein Projekt zurückkam, das schon 1752 in Angriff genommen, aber dann liegen geblieben war, nämlich die Aarekorrektur und die Entsumpfung des ganzen Gebiets. Anno 1764 wurde daher das Werk mit aller Energie wieder aufgenommen und war noch 1772 im Gange. Durch eine allgemeine Landsteuer wurde ein Teil der dazu benötigten Mittel aufgebracht. Es ergab sich aus solchen Landespflichten die Notwendigkeit, neue Einnahmsquellen

zu öffnen. Zwar hatte die Landschaft von alters her ihr Recht bei Bern aufrecht erhalten, die Zölle auf den Pässen beziehen zu dürfen. Man mochte aber doch das Gefühl haben, dass dabei manche Wegtaxe nicht entrichtet wurde. Und so kamen die Wyssländer bei Bern darum ein, an der Gasse zu Hasli, also zu Meiringen, eine neue Zollstatt errichten zu dürfen. Unterwalden suchte zwar dieselbe als eine Beschwerung von Handel und Wandel wieder aufheben zu lassen, drang aber mit seinen dahingehenden Vorstellungen nicht durch bei Bern, welches wohl wusste, welche Opfer der Strassenunterhalt im Hasli erforderte. In dem letzteren war ohnehin seit Jahrhunderten das Schneeschorren auf der Grimsel und das Bestecken der Strasse mit hohen Tannenpfählen verbunden, womit die Einhaltung des Tracés bei tiefen Schneeverwehungen für winterliche Passgänger erleichtert werden sollte.

Ende des zweiten Dezenniums des XVIII. Jahrhunderts hatten sich einige Mannen von Geissholz bei Meiringen nach dem Grimselgebiet begeben, um die dortige Gegend auf Strahlen, d. h. nach Bergkristallen abzusuchen. Ihre Namen waren Peter, Melchior, Jakob und Hans Mohr. Als sie sich auf den Weg nach dem wildesten Gebirge machten, um in einer elenden, aus Steinplatten vor der mächtigen Gletscherzunge des Unteraargletschers errichteten Hütte während Wochen und Monaten zu hausen, ahnten sie nicht, dass ihre Namen bald in der ganzen wissenschaftlichen Welt Europas genannt würden. Sie unternahmen ja nichts, als was Dutzende ihrer engsten Landsleute schon zuvor und seit Menschengedenken in kleinem Massstabe getan. Hirten und Gemsjäger, die hier oben in den elenden Steinwüsteneien ihr Leben zubrachten, hatten ab und zu auf den Riesenmoränen des Aaregletschers jene prächtigen, feingeschliffenen Kristallsäulchen gefunden, wie sie in diesem Gebiete noch heute nicht selten sind. Die landläufige Erfahrung mochte diesen Leuten sagen, dass diese blinkenden Schätze, die guten Absatz fanden, ihren Ursprung in den sog. Drusen, Taschen oder Kellern der Gebirgsstöcke hatten und durch Verwitterung da und dort zutage traten. Weitere Beobachtungen mochten diese Strahler belehrt haben, dass die Gegend um den Zinkenstock in dieser Hinsicht eine besonders günstige sei. Die Gebrüder Mohr nun mochten schon jahrelange Erfahrung hinter sich haben, als sie im Sommer 1719 (eine andere Angabe nennt 1713) sich neuerdings in das Grimselgebiet begeben, mit der bestimmten Absicht, das Gebirg nach solchen Drusen abzusuchen. Vielleicht waren bereits ihre Väter Strahler gewesen. Eine

gewisse praktische bergmännische Kenntnis muss diesen Leuten eigen gewesen sein. Sie fanden mit richtigem Blicke die abträglichen Kristallbänder heraus und darin den sog. „Kristallblust“. Sie täuften dann nach Regeln der Bergkunst den Eingang stollenartig gegen das Innere der Druse ab. Man hat wirklich den Eindruck, dass an diesem Orte schon viele Jahre zuvor auf Kristall gegraben worden sei, scheint doch



**Die Warthäuser am Fusse des Unteraargletschers,
dem Zinkenstock gegenüber.**

ein zeitgenössischer Berichterstatter, Joh. Georg Altmann, der diese Gegenden 1751, als das Kristallgewerbe noch im vollen Betrieb war, besuchte, auf eine solche alte Bohrstelle hinzuweisen. Er sagt uns auch, dass man öfters Jahre lang den harten Fels bearbeitet habe, ehe ein Fund zu Tage gekommen sei, und zwar besonders wegen der hohen Lage dieser Berge, die es nicht gestatteten, dass mehr als drei Monate des Jahres gearbeitet würde. Man könnte aus diesen Bemerkungen von einem Berichterstatter, der wenigstens einen Sohn der Begründer der Kristallindustrie an der Grimsel persönlich über die Verhältnisse befragte, schliessen, auch diese hätten mehrere Jahre gearbeitet, ehe sie ihren

grossen Tag hatten. Auf alle Fälle war ihnen das Glück in besonders hohem Masse günstig, denn plötzlich wurde die Welt durch die Kunde überrascht, am vorderen Zinkenstock, einem Berge unweit des bekannten Grimselospizes, dessen Spittler ja alle Winter durch die unteren Lande zog, um für das Passhaus der Landschaft milde Gaben zu sammeln, sei ein ungeheurer Kristallschatz blossgelegt worden. Man schätzte diesen als den grössten aller Zeiten, soweit die Wissenschaft und die Geschichtskunde von ähnlichen Vorkommnissen Kenntnis gebe. Der hier gefundene Kristall wurde dem Werte nach auf mehr als 30,000 Taler geschätzt und soll an Gewicht annähernd 1000 Zentner erreicht haben. Man fand Stücke von ganz ausserordentlichem Gewichte, ein solches von 8 Zentnern, verschiedene von 5 und 4, eine Menge von 1 und mehr Zentnern, verschiedene andere von 800 und 500 Pfund. Viele waren wohl geformt, auch meistens ohne Mangel und durchsichtig wie Wasser. Etwelche hatten Düpflein, waren somit nicht vollkommen rein. Sie erwiesen sich nach dem Kunstwort der Kristallgräber mit Schnee und Nebel durchzogen und sahen wie Eis aus. Das Gewölbe, oder wie die Strahler es nannten, Hafen oder Keller, in welchem dieser Schatz entdeckt wurde, befand sich auf der Westseite des Zinkens und hatte bei 20 Klafter Tiefe, 3 Klafter in der Breite. Das herrliche Kristallgebilde befand sich zu hinterst in dem Gewölbe, auf dessen Grunde sich ein zarter Lehm oder Lett mit viel Wasser angesammelt hatte.

Die Anteilhaber mussten freilich mit mancherlei Widerwärtigkeiten kämpfen. Zunächst hatten sie das Gewölbe erst spät im Herbst eröffnet und konnten die Ausbeute vor Anbruch des Winters, der den Ort vollständig unzugänglich machte, nicht ganz in Sicherheit bringen. Das Zurückgelassene ward aber allen Voraussetzungen entgegen weggestohlen. Auch in der Folge scheint den Geissholzern das Glück nicht ununterbrochen gelächelt zu haben. Es fingen ja nun auch die hohen Herren zu Bern sich um dieses Eldorado im Gebirg zu kümmern. Laut Gesetz war auch Berggut zehntfällig. So musste denn der Landammann von Hasli sich an Ort und Stelle begeben, um einen Augenschein bei den Funden vorzunehmen. Das Ergebnis dieser Reise ins Grimselgebiet war die Aufforderung an die Strahler, für künftige Arbeit ein Patent zu erwerben, welches ihnen dann auch in der Tat 1720 ausgestellt wurde. Sie fuhren dann mit der Arbeit fort, nachdem sich von allen Seiten Liebhaber für ihre Kristalle anmeldeten. Zwei prächtige Stücke waren in das Naturalienkabinet nach Bern gelangt. Andere der herrlichsten Stücke kamen in

das Museum der Naturgeschichte nach Paris. Auch Genf, Zürich und Basel interessierten sich für die Funde. Ein guter Teil derselben scheint übrigens auf dem uralten lombardischen Handelsweg nach Mailand gekommen zu sein, bezeichnete man doch hinfort das beste Gut als „Mailänder Ware“.



Der Zinkenstock

(im Mittelgrund).

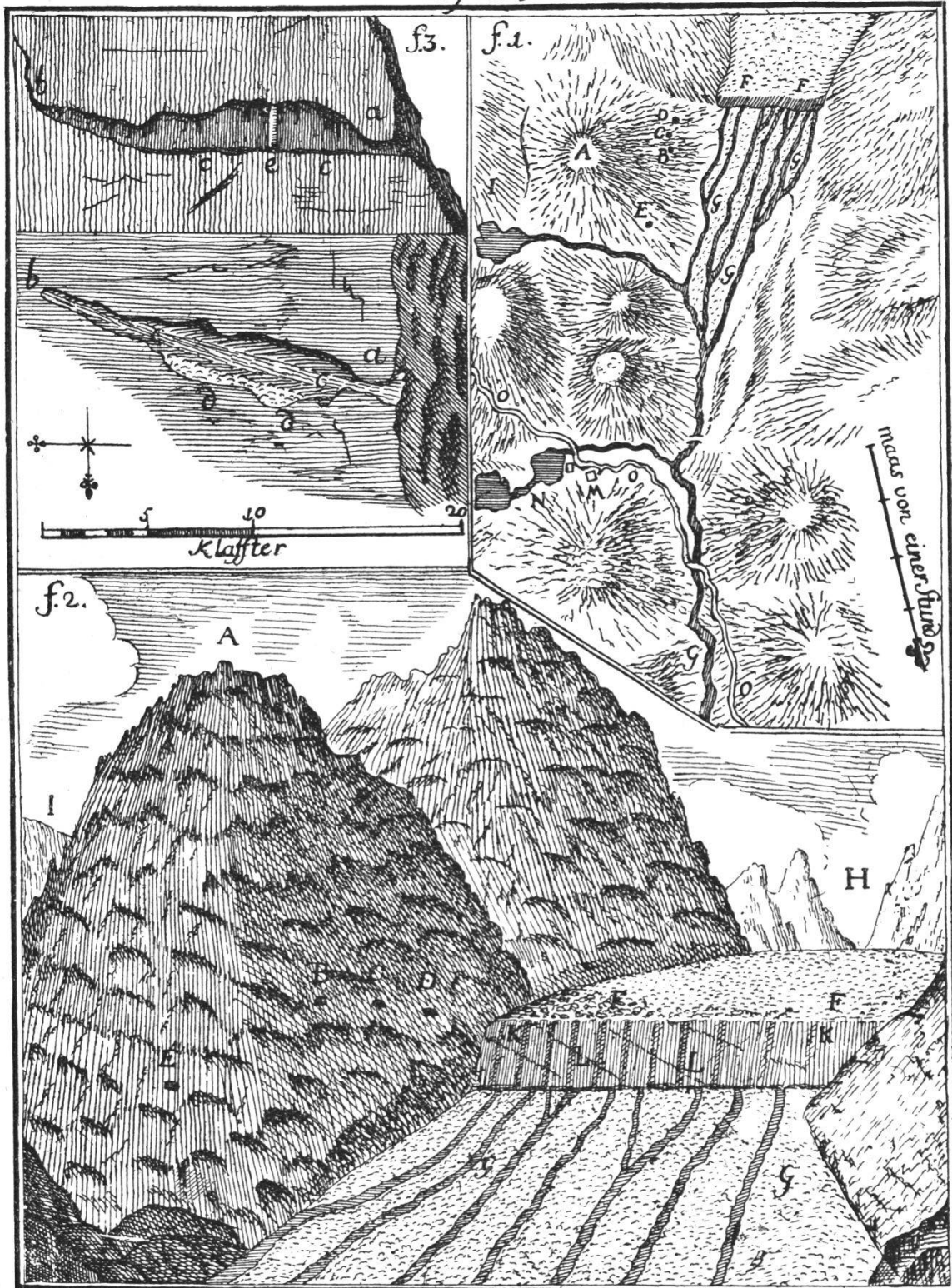
Aufgenommen vom Grimselhospiz.

Ueber die Talbeförderung des Kristalls sagt Abraham Schellhammer, der an Ort und Stelle persönlich Umschau gehalten, in seiner „Topographia Chronologica“ „Urbis et Agri Bernensis“ ca. 1730: Die Graber brauchen von den Minen, auf halber Höhe des Zinkens, einen mit Eisen beschlagenen Schlitten, darauf sie den Kristall binden, den lassen sie, samt einem Mann darauf, stehend an starken Seilen über eine glatte Fluh mit Grausen hinunter. Der hinabfahrende Schlitten wird inzwischen von dem Manne gehalten, dass er sich nicht wälzt. Man muss bewundern, wie diese Bergknappen, auf einem gefährlichen Felsschroffen stehend, diese grosse Last von mehr als 11 Zentnern halten. Bis dato ist niemand, weder an Leib noch Leben, verletzt worden“.

Das Glück der Geissholzer hatte im Tal selbst mächtiges Aufsehen erregt. Ein wahres Kristallfieber brach unter den guten Landleuten aus. Viele verliessen ihre gewohnten Beschäftigungen, um nun ebenfalls ihr Glück im Strahlen zu versuchen. Das Gold, welches den beneideten Gebrüdern Mohr zufloss, blendete viele. Sie glaubten, nur den Hammer anlegen zu brauchen, um die Tore neuer Schatzgewölbe öffnen zu können. Diese Begeisterung gab in diesen Zeiten tatsächlich einem neuen, bisher nur wenig betriebenen Gewerbe, der Strahlerei, einen bedeutungsvollen Anfang, die nun während eines halben Jahrhunderts für wenige Auserwählte zur lohnenden Beschäftigung wurde.

Die Gebrüder Mohr blieben ihrem alten Arbeitsfelde am Zinkenstocke treu. Dort legten sie im Laufe der Zeit drei Stollen an. Aber neben den Glücksfällen begegnete ihnen manches Missgeschick. Schon im ersten Gewölbe war ihnen ein prachtvolles Stück, das 8 Zentner wog, beim loslösen vom Fels gesprungen. Durch jene Lehre des ersten Winters, als ihnen ein Teil der grossen Ausbeute gestohlen worden, gewitzigt, brachten sie nun jeweilen ihr Berggut nach Guttannen. Auch 1723 hatten sie dies getan, als in diesem Bergdorf auf der Schattseite 15 Firsten mit der Kirche und dem Hause, in welchem die Geissholzer ihre letzten Schätze geborgen, ein Raub der Flammen wurden. Von den Kristallen fand man keine Spur mehr, weshalb die Besitzer den Verdacht hegten, dieselben seien erst gestohlen und hernach Feuer angelegt worden. Bald hatten sich auch Handelsleute eingefunden, welche den Vertrieb ins Ausland übernahmen. Als solche funktionierten besonders die Gebrüder Jost und Anton, sowie Hans und Kaspar Müller in Hospental, die als grössere Handelsunternehmung den Warenverkehr zwischen Mailand einerseits und Vierwaldstättersee und Oberhasli ander-

Page: 163



Die Kristallmine am Zinkenstock.

Nach einer Zeichnung aus Georg Altmanns Versuch, einer historischen und physischen Beschreibung der helvetischen Eisberge.

Fig. I und II: A. Zinkenstock; B. Kristallgrube von 1719; C., D., E. Kristallgruben, welche schon vor dieser Zeit geöffnet waren; F. Gletscherstirne; G. Aarequellen. Fig. III: Durchschnitt einer Kristallgrube, der obere Schnitt zeigt die Mine, durch einen Pfahl gestützt.

seits, vermittelten. Die Müller waren eine geachtete Familie. Sie setzten unter anderem auch den Ammann in ihrem Tale und betrieben einen schwunghaften Pferdehandel nach der Lombardei, wozu sie das Material nicht nur aus dem Hasli, sondern auch von Interlaken und Frutigen bezogen, wie die dortigen Amtsrechnungen ergeben. Wir kennen ja auch in Altdorf zu dieser Zeit eine italienische Firma, welche Reis, Kastanien und Wein über den Susten ins Hasli, nach Brienz und weiter seeabwärts lieferte und dagegen den beliebten „Brienca“ in Tausch nahm. Die Gebrüder Müller in Hospental waren lange Jahre bedeutende Kristallkäufer, wie man den Kristallrechnungen entnehmen kann, welche der bernische Landammann von Hasli unter Oberaufsicht des Landvogts von Interlaken alle zwei Jahre der Finanzkammer in Bern abzulegen hatte. Von diesen ist uns die früheste von 1730 mit einer Reihe späterer erhalten geblieben und befindet sich heute in der allgemeinen Amtsrechnung eingehftet im Staatsarchiv zu Bern. Laut derselben wurde das Berggut erster Güte, wie erwähnt, als Mailänder Ware, die kleineren Strahlen als Redam bezeichnet. Für ersteres zahlte die Hospentaler Säumerei 1 Pfund, also etwa 20 Franken per Gewichtpfund. Die Gebrüder Mohr konnten in den beiden Jahren 1730—1731 an die Hospentaler für etwa 4000 Gulden Kristalle absetzen. Im Jahre 1731 verkaufen sie an Johann Bellwalder im Wallis Berggut im Betrage von 2116 Gulden, von welchen Verkäufen der Staat regelmässig seinen Zehnten bezog. Neben den Geissholzern erscheint nun auch Jakob Gries als Strahler, vielleicht ein Walliser, dessen Ausbeute freilich im Vergleich zu derjenigen der Leute von Geissholz sich bescheiden ausnimmt. Dennoch nahmen die gnädigen Herren von Bern mit stets offener Hand auch sein Zehntbetreffnis, dieses Mal im Betrage von 15 Pfund 6 Schillingen und 8 Pfennigen, gerne in Empfang.

Ein Jahr später taucht eine zweite Strahlergesellschaft auf, welche als die Sommereggische bezeichnet wird. Sie hatte vielleicht schon Jahre lang ohne Resultat operiert und war erst jetzt erfolgreich geworden. Freilich kann sie sich mit den 26 Pfund verkauften Bergguts nicht mit den Geissholzern messen. Vielleicht hat die reiche Ausbeute im Grimselgebiet auch den Grindelwaldnern Ansporn gegeben, ihre Berge auf köstliche Kristallschätze hin zu untersuchen. Die Tatsache, dass bei dieser Gelegenheit Walliser Kapuziner im Spiel waren, versetzt wenigstens dieses bergmännische Unternehmen nicht notwendigerweise vor die Zeit der grossen Kristallfunde an der Grimsel. In dem Felshügel Krähenbühl,

welcher dem Eiger vorgelagert ist, suchten einst Landleute durch einen tief in den Berg hineingetriebenen Stollen ein Kristallgewölbe, welches die Väter eines auswärtigen Kapuzinerklosters 60 Klafter tief im Erdinnern wollten ausgemittelt haben. Allein die Berggeister, so geht die Sage, vereitelten den Versuch und die Gräberei zu Grindelwald ward eingestellt.

Besondere Glücksjahre für die Gebrüder Mohr waren auch diejenigen von 1732 und 1733. In diesen mochten sie ein zweites reiches Kristallgewölbe geöffnet haben. Kaum war der Fund bekannt geworden, sandte der Landammann unverzüglich den Altwerkmeister Peter Zybach an den Zinken, um an Ort und Stelle die frisch ausgebrochenen Kristalle zu wiegen. Was in dieser Zeit an herrlichem Strahlgut erbeutet und abgesetzt wurde, muss für damalige Begriffe geradezu fabelhaft gewesen sein. Im Ganzen belief sich der Kristallzehnten auf 3461 Pfund, 5 Schillinge und 4 Pfennige, woraus auf eine Einnahme von 70,280 Franken geschlossen werden kann, von welchen Bern über Fr. 7000 an Zehnten bezog. In der Tat figurirt denn auch diese Transaktion als der „grosse Kristallkauf“ in den Rechnungen. Käufer war in erster Linie Hans Jakob Ballen aus Genf, der per Pfund Mailänder Ware 2 Gulden und eine Dublone Trinkgeld in den Kauf zahlte. Für ein einzelnes besonders schönes Stück gab der Genfer 30 Taler. Dieser grossartige Handel muss aber für die Geissholzer noch viel einträglicher gewesen sein, als sich den unvollständigen Angaben über die Verkäufe entnehmen lässt. Tatsächlich lieferten sie in sieben verschiedenen Malen zusammen ca. 8434 Pfund Zehnten an die Amtskasse zu Meiringen ein, was schon allein für die staatlich registrierte Ware einem zehnfachen Verkaufswert gleich kommt. Ausserdem bezahlten die Glückspilze auf ernstliche Mahnung Berns verspätet noch 500 Gulden Zehnten. Man übertreibt wohl nicht, wenn man behauptet, es seien damals Millionen in das Oberhasli gekommen. Freilich ganz unbesorgt floss nicht alles Geld für verkaufte Ware. Der Wälsche von Genf z. B. hatte nur teilweise bar berappt und war den grossen Rest gegen Zahlungsverprechen schuldig geblieben. Die Erstattungen gingen sehr langsam ein. Im Jahre 1737 waren seine Kapitalzinsen auf 1500 Kronen angewachsen und auch diese noch nicht bezahlt. Am Zinken hatten die Geissholzer, wie der Landammann erfuhr, noch 60 Zentner unverkaufte schlechte Ware, im obersten Werk am Zinken noch etwas weniges und in einem Schrund im alten Werk in einem Topf noch etliche Pfund verborgen

liegen. Die kommerziellen und wissenschaftlichen Kreise Berns dürften sich jetzt um das Kristallgewerbe ebenfalls zu interessieren begonnen haben. Vielleicht ist der Verwalter des Eisenbergwerkes im Mühletal, Herr Immer, der am 29. Dezember bei den Gebrüdern Mohr als Käufer erscheint und ungewogen für 1000 Franken Kristalle erwirbt, ihr Mittelmann. Am gleichen Tage zahlt Jakob Mohr an den grossen Kristallverkauf 1000 Pfund Zehnten. Die gnädigen Herren konnten nun erleichtert aufatmen, dass ohne ihr Zutun zu oberst im Lande sich so unverhofft eine derartig reiche Goldader geöffnet hatte.

Augenscheinlich unter Oberaufsicht der Geissholzer arbeiteten der bereits erwähnte Jakob Gries und Melcher Fischer. Aber ausserdem bestand jetzt noch eine Genossenschaft, die sich Societät bei den Warthäusern nannte. Ihre Resultate waren freilich neben jenen der vielbenedicteten Societät Zinggen mehr als bescheiden. Im Rättrichsboden arbeitete eine gleichnamige Gesellschaft; allein ihr Produkt wird abwechselnd als gering und schlecht bezeichnet. Es besteht auch ein Werk im Lamm. Eine ganze Reihe von Strahlern hatten zwar Verkäufe abgeschlossen, den grössten Hans Berger für etwa 210 Pfund. Aber sowohl er, wie der Schreiber Leuthold und Mithafte, Melcher Ott, Batt Sulzer, Antoni Müller, Simon Zwalt, Hans im Dorf und Heinrich Thennler waren den Zehnten auf ihre Verkäufe schuldig geblieben und baten um Erlass desselben, weil sie nicht imstande seien, die Pöstli zu zahlen. Weitere Strahler, welche in dieser Hinsicht im gleichen Jahre prompter waren, sind Hans Brügger, Andres Abplanalp, Ulrich Sulzer, Jakob Gries, Hans Wyder und Hans Huber.

Das Jahr 1741 zählt im Kristallgebiet zu den mageren. Wenigstens sind für den Amtssäckel die Eingänge unbedeutend. Nur der glückliche Jakob Mohr kommt mit vollem Beutel angerückt. Er bezahlt eine Restanz von 125 Pfund an den grossen Fund von 1733. Der Landammann sieht sich bei diesem auffallenden Rückgang veranlasst, eine gründliche Untersuchung der Verhältnisse anzuordnen. Sie ergibt, dass sich die Gebrüder Mohr von der harten Arbeit zurückgezogen haben. Zwar blieb die Familie bis zu Ende des Jahrhunderts im Besitz der Werke, und noch 1778 ist ein Sohn oder Enkel eines der Brüder persönlich in den Kristallminen tätig. In der Zwischenzeit scheinen sie die Werke im Zinken durch Vertreter haben ausbeuten lassen. So erscheint schon 1742 ein Ulrich Fischer als solcher. Neben diesen berühmten und den anderen bereits früher erwähnten Minen bestehen

noch solche von Anton Maurer. Im Juchli stand Peter Brügger einer Societät vor, im unteren Zinken Altlandammann von Bergen. Im Bärenritz hatte in den 40er Jahren der regierende Landammann Zopfi mit Caspar Brügger ein Werk eröffnet. An der Oberaar arbeiteten Caspar Brügger und Andreas Abplanalp. Auch an der Sommeregge hatte eine solche Strahler-Genossenschaft eine Grube geöffnet. Indessen hatte man sich in neuerer Zeit herzlich wenig darum gekümmert, dass zum Graben ein Patent unerlässlich sei. Die Behörde trachtete daher neuerdings — zumal die starke Abnahme des Bergzehntens den Verdacht grosser Unterschlagungen in ihr erwecken mochte — wieder Ordnung in das Kristallgewerbe zu bringen. Es liess daher der Landammann eines Sonntags auf höheren Befehl von der Kanzel zu Meiringen verkündigen, dass nur denjenigen gestattet sei, auf Kristall zu graben, die imstande seien, ein obrigkeitliches Patent vorzuweisen. Dieser Kanzelaufruf hatte zur Folge, dass zwei Patente vorgewiesen werden konnten. Das eine derselben war dasjenige der Gebrüder Mohr von Geissholz vom Jahre 1720 datiert. Die Behörde vermochte wohl im grossen und ganzen wenig ausrichten. Augenscheinlich war die Strahlerei schon merklich im Niedergang. Noch verkauft der Obmann der Societät Lamm und Sommeregge 805 Pfund rauhe und schlechte Ware an Handelsmann Dillier in Genf. Doch bereits ziehen Kristallsucher aus dem Oberhasli nach anderen, noch weniger ausgebeuteten Nachbarsgebieten, so z. B. in das Urserental.

Die Ausfuhr unterlag in diesen Zeiten ohnehin mancherlei Beschwerlichkeiten. In Messina herrschte die Pest, und die Regierung liess — als sehr zeitige Vorbeugungsmassregel — die Pässe durch besondere Sanitätspatrouillen bewachen, wodurch aller Verkehr mehr oder weniger gehemmt wurde. Diese Vorkehren waren im Jahr 1742 um so strenger, als im Wallis gleichzeitig eine schwere Viehseuche ausbrach. 1746 liessen die Societäten Lamm und Sommeregge ihre Minen stille stehen, und ein gleiches scheint mit der Grube im Langen Fad der Fall gewesen zu sein. Die Geissholzer hatten ihr Werk am oberen Zinken ebenfalls seit längerer Zeit brach liegen lassen. Die Gruben scheinen erschöpft gewesen, die Besitzer alt geworden zu sein. Manche unter ihnen waren wohl auch schon gestorben und ihr Berggut an die Kinder übergegangen. Um diese Zeit aber suchte der Leutnant Caspar Mohr, wohl ein Erbe der alten Geissholzer, eines schönen Tages das Patent von 1720 wieder hervor, um mit diesem alten Talis-

man neuerdings sein Glück im Gebirge zu versuchen. In der Tat rechnet er nicht umsonst auf die Gunst der Berggeister am Zinkenstock. Noch einmal ergibt derselbe eine Ausbeute von 2000 Pfund guter Ware und 15 Zentnern an mittlerem Gut und Redam. Auch der Schulmeister von Guttannen, Simon Egger mit Namen, will jetzt die Sommerszeit, da er bei Abwesenheit vieler Kinder sein Amt ohnehin an den Nagel hängt, nützlich in den wilden Flühen verbringen und kommt 1746 um ein Patent ein, ohne dass ihm freilich im ersten Jahr Fortuna lächelt. 1748—50 zieht er in den Brunberg, und die Amtsrechnung sagt lakonisch: Der Schulmeister — nichts gefunden. Er konnte sich mit anderen trösten, betrug doch der Zehnten in diesen Jahren zusammen nur noch etwas über 4 Pfund Pfennige. Im Betrieb sind noch Oberzinken, Juchli, Lamm-Sommeregge und Langenfad. 1750—51 vernimmt man nichts über die Kristallgruben. Die rote Ruhr grassierte im Hasli. Zwar ist nicht ermittelt, welche Opfer sie dort gefordert. Eine Angabe aber, dass z. B. zu Thierachern an dieser Seuche binnen kurzer Zeit 62 Personen gestorben seien, lässt einen Rückschluss zu. Es wäre zu denken, dass infolge dieser Seuche die Werke alle ausser Betrieb waren. Wallis und Unterwalden hatten ohnehin Boten ins Land geschickt und drohten die Pässe abzuschneiden.

Ueberhaupt nehmen von jetzt an die Zehnterträgnisse immer mehr ab. 1752—54 betrug dieselben noch 54 Pfund. Es arbeiteten nur noch zwei Societäten. Bald sank der Zehnten auf 2 Pfund herab. Die kriegerischen Ereignisse, die Unruhen im Livinental etc. machten sich wohl auch hier fühlbar und haben vielleicht dieser Industrie, die hier während vier Jahrzehnten grossen Verdienst in das Land gebracht, den Todesstoss gegeben. Von 1760 an hört der Zehntertrag gänzlich auf und erscheint nicht wieder, da ja am Ende des Jahrhunderts die grosse Neuerung jene von der Kirche vor anderthalb Jahrtausenden geschaffene Einrichtung der Zehntabgabe überhaupt hinwegwischte.

Neue Zeiten waren gekommen. Andere Schätze waren in den Bergen des Oberlandes entdeckt worden, seine idealen Naturschätze, die niemand hinwegtragen kann und mit welchen auch Hasli im Weisland so reichlich bedacht ist. Auch zu Meiringen fing man an, etwas vom Fremdenverkehr zu merken. Freilich, die grosse Stunde schlug dort erst, als einmal der erste Dampfer bei Tracht am Brienersee, wo sich einstmals die grossen Säumerkarawanen gestritten hatten, anhielt und dann, als festlich bekränzt die erste Brünigbahn-Lokomotive von Luzern her den Berg herabpustete und schrill die neue Zeit einpiff — die Zeit der Eisenbahnen!
